

Brücken bauen für die neue Metropole

Die Interkulturalität der ›Kulturhauptstadt Europas Ruhr.2010‹ in Planungsprogrammatis und Projektpraxis

ACHIM PROSSEK

Die ›Europäische Kulturhauptstadt‹ ist eine Initiative der Europäischen Kommission, mit der die Vielfalt der Kulturen Europas abgebildet werden soll. Daher sind der Europabezug, die Internationalität und die Multikulturalität regelmäßig zentrale Themen in den Bewerbungen und im Programm der ›Kulturhauptstädte Europas‹. Diese Tendenz wird jedoch auch gestützt, weil die Gesellschaften Europas vielfältiger geworden sind und sich dadurch die Felder von Kunst und Kultur ausdifferenziert haben. Austauschbeziehungen zwischen den Gruppen, Stilen und Arten werden daher immer wichtiger. Städte bilden die bevorzugte Arena für diesen interkulturellen Kulturansatz.

Da immer mehr Bewohner Deutschlands einen nicht-deutschen Hintergrund haben, geht es auch bei deutschen Bewerbungen für die ›Initiative Kulturhauptstadt Europas‹ darum, deren Teilhabe zu erhöhen. Im Programm von Ruhr.2010 war dafür der Programmbereich ›Stadt der Kulturen‹ vorgesehen, der Interkulturalität ausdrücklich nicht auf den ethnischen Austausch beschränkt, sondern ein breites Kulturverständnis zugrunde gelegt hat.

Die Perspektive, mit der hier auf die interkulturellen Aktivitäten der ›Kulturhauptstadt Ruhr‹ geschaut wird, ist eine geografisch-planerische. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass sie eine Veranstaltung wie das Kulturhauptstadtjahr als Instrument der Regionalentwicklung begreift. Großprojekte dieser Art werden seit längerem als Motoren für die Stadt- und Regionalentwicklung angesehen. Was die Kulturhauptstadt von einer Expo oder einer Olympiade unterscheidet, ist, dass sie auch mit ihrem Programm wirken möchte – im Ruhrgebiet findet das seinen sinnfälligen Ausdruck in dem offiziellen Motto ›Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel‹.

Ziele der Regionalentwicklung sind die Schaffung neuer Infrastrukturen, etwa von Museumsbauten, die Tourismusförderung, die Imageverbesserung

und vor allem auch die Stärkung des innerregionalen Zusammenhaltes. Dieser ist gerade für das Ruhrgebiet von großer Bedeutung, da die Region keine offiziellen Grenzen kennt. Sie wird heute vor allem historisch über die gemeinsame montanindustrielle Geschichte der Städte gebildet. Die organisatorische Klammer ist der Regionalverband Ruhr, dieser benötigt jedoch eine starke und anerkannte Region für seine Legitimation. Der Regionalverband ist Hauptgesellschafter der Ruhr.2010 GmbH sowie der RuhrTourismus-Gesellschaft, den zwei Hauptakteuren des Kulturhauptstadtjahres.

Der Regionalverband Ruhr betreibt seit 2005 auch den Versuch der Umbenennung der Region in ›Metropole Ruhr‹. Hinter dem neuen Namen steckt nicht nur eine Debatte über die administrative Verfasstheit der Region, sondern auch über ihre Urbanität. Diese wird als defizitär empfunden, da das Ruhrgebiet die Merkmale der klassischen europäischen Metropole nur vereinzelt aufweist, was einen klaren Nachteil im Wettbewerb der Städte um Menschen und Kapital darstellt. In der Metropolendiskussion prallt also die traditionell von Minderwertigkeitsgefühlen geprägte regionale Identität auf die Anforderungen, die an Städte im globalen Wettbewerb gestellt werden. Das Kulturhauptstadtjahr Ruhr.2010 lässt sich vor diesen Hintergründen als ein Instrument des Strukturwandels, als Impulsgeber für die Ökonomie, als Imagefaktor und als regionales Verständigungsinstrument beschreiben.

Interkulturalität bezeichnet in diesem Beitrag Beziehungen zwischen den Kulturen. Diese sind kollektiv vorgeprägt und beeinflussen das Alltagshandeln ebenso wie die Identitätsbildung. Das Eigene und das Andere sind damit relationale Größen, Verständigung und Anerkennung von Differenz gelten folglich als Leitmotiv (vgl. Sommer 2008). Dieser Beitrag wird sich zunächst knapp und sowohl auf einer theoretischen wie auch auf einer historischen Ebene mit dem Zusammenhang zwischen Interkultur und Stadt – insbesondere im Ruhrgebiet – beschäftigen. Anschließend wird das Thema anhand von drei verschiedenen methodischen Zugriffen näher definiert, die zunächst einen Einblick in die (interkulturelle) Konzeption des ›Europäischen Kulturhauptstadtjahres Ruhr.2010‹ bieten und diese Konzeption zugleich an den realisierten Projekten überprüft. Erstens folgt die Analyse den offiziellen und programmatischen Verlautbarungen von Ruhr.2010 und fokussiert sie auf die Frage, wie sie ihre Ziele für das Themenfeld Interkulturalität und Stadt im Ruhrgebiet definiert. Zweitens werden die Ergebnisse eines Interviewblocks präsentiert, der einen Einblick in die Denk- und Arbeitsweise der Programmverantwortlichen gibt, wobei als Hintergrund für diese Interviews zuvor noch Daten zur kulturellen Teilhabe von Migrant*innen referiert werden. Schließlich wird drittens am Beispiel dreier konkreter Projekte die praktische Umsetzung dieser programmatischen Entwürfe näher in den Blick genommen. Zuletzt werden die Erfahrungen und Berichte bilanziert und bewertet.

Stadt und Integration. Begründung und Ziel interkultureller Aktivität

Gelingende Integration ist eines der zentralen Themen von Politik und Gesellschaft, welches in den nächsten Jahren wegen der demografischen Situation (steigender Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund) noch an Relevanz gewinnen wird. Städten kommt dabei eine besondere Funktion zu. Zwar reichen die kommunalen Steuerungsmöglichkeiten nicht aus, um alle Defizite abzubauen, etwa Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt, aber sie sind die Orte, an denen Integration möglich wird, da dort »strukturelle Prozesse und individuelle Verhaltensweisen in Wechselwirkung« (Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 313) treten. Es handele sich – so betonen Häußermann, Läpple und Siebel – bei der Integration um einen sehr langen Prozess, welcher entscheidend für das Schicksal der Städte sei. Die soziale Integration gelingt, indem erstens eine strukturelle Integration erfolgt, welche die Teilhabe an Ressourcen und Positionen ermöglicht, und indem sie sich zweitens als eine kulturelle Integration durch die Übernahme von Normen und Regeln vollzieht (ebd.: 315).

Das »Europäische Kulturhauptstadtjahr« versucht, die von Häußermann, Läpple und Siebel beschriebenen Wechselwirkungen zwischen den strukturellen Prozessen und den individuellen Verhaltensweisen positiv zu beeinflussen. Mit seinem Stadt- oder Regionalbezug hat es zudem noch den Vorteil, die bevorzugte Ebene von Identifikation anzusprechen, welche mit Integration in einem engen Zusammenhang steht. Während der Nationalstaat für viele Migranten aus emotionalen oder politischen Gründen ein problematisches Identifikationsangebot darstellt, identifizieren sich gerade jüngere Migranten häufig mit ihrer Stadt (vgl. Schiffauer 2004: 95). Die regionale Identifizierung als Berliner, Duisburger oder Ruhrgebietler ist für sie einfacher als die Annahme einer nationalen bzw. deutschen Identität, weil Städte eine offenere, weniger inklusive Identität besitzen. Die lokale Verankerung des Kulturhauptstadtjahres kommt also ihrem Bestreben nach Partizipation, Repräsentation und Integration zugute. Quenzel sieht darin die Möglichkeit des Fortschritts der kulturellen Integration Europas, welcher »auf dem Weg der Entnationalisierung von Kulturen und Identitäten« verlaufe. Sie folgert: »Diese Konzeption von Europa fordert weniger geglaubte Gemeinsamkeiten, sondern kommunizierende, aktive Akteure und Akteurinnen und leistet damit auch einen Beitrag zur Entstehung einer europäischen Zivilgesellschaft.« (Quenzel 2006: 68)

Zudem muss betont werden, dass Interkulturalität und Integration nicht konfliktfrei verlaufen müssen. Die Wahrscheinlichkeit von Konflikten ist im Gegenteil sehr hoch, für das Aushandeln eines Modus des Zusammenlebens sind Konflikte vielleicht sogar notwendig, denn Integration verläuft nicht gradlinig und eindeutig. Nüchtern stellt Schiffauer fest: »Identifikation und Opposition

sind die beiden Facetten des Ankommens.« (Schiffauer 2004: 98) Das unterstreicht die hohe Bedeutung von Kommunikation. Es ist notwendig, offen und beweglich zu bleiben; dies gilt auch für die Kultur: »Kultur muss ein dynamisches, bewegliches Magnetfeld bleiben, sobald es sich verfestigt und kristallisiert, wird das zum Problem.« (Leggewie 2010: 223) Damit sind jedoch auch große Anforderungen an die Beteiligten verbunden. Das Kulturangebot muss eine starke Anziehungskraft haben, es muss dabei auf ein offenes Publikum treffen und der Anbieter muss eine entsprechende Ein- und Vorstellung besitzen.

Interkulturalität und Multikulturalität in den Schriften von Ruhr.2010

Um den Anspruch und die Ziele von Ruhr.2010 – insbesondere bezogen auf die Frage der Interkulturalität – zu ermitteln, erfolgt als erster Schritt ein Blick in die offiziellen Publikationen. In der Bewerbungsschrift, welche die Stadt Essen stellvertretend für die gesamte Region 2004 eingereicht hat, wird der Europabezug der Bewerbung eng mit dem Thema Migration verknüpft. Der Tenor ist: Für das Ruhrgebiet spreche, wo es herkommt und was es geleistet hat. Es wird als Modell für Europa angesehen: »Das Ruhrgebiet ist Europa im Kleinen. Es wurde durch Einwanderung aus allen europäischen Ländern geprägt. In seiner Geschichte hat es Erfahrungen gemacht und Kompetenzen gesammelt, von denen der ganze Kontinent auf dem Weg zur Einheit profitieren kann.« (Stadt Essen 2004: 3) Es folgt die Konkretisierung, welche die Industrialisierung und auch Deindustrialisierung der Region als sozialen Prozess beschreibt. Das heißt, die Auswirkungen auf die Menschen in ihrer regional vergemeinschafteten Form werden betont:

Die besonderen sozialen Begabungen, die sich als Ergebnis dieses Lernprozesses herausgebildet haben und in dem inzwischen zum Kult avancierten Ruhr-Idiom ihren Ausdruck gefunden haben, sind Toleranz, Gelassenheit und die ruhrgebietspezifische Fähigkeit, vermeintlich Unvereinbares miteinander zu vereinbaren. Auf dem Weg zur Kulturhauptstadt Europas 2010 wird das Ruhrgebiet sich seiner Qualitäten als Einwanderungsregion noch bewusster werden und das Zukunftsbild einer europäischen ›Stadt der Kulturen‹ entwerfen. (Ebd.)

Der Terminus ›besondere soziale Begabungen‹ verweist auf historisch erworbene, spezifische oder jedenfalls typische Kompetenzen im Umgang miteinander und mit dem Anderen. Der Text nennt vor allem »Toleranz« und »Gelassenheit« als Voraussetzungen dafür, Widersprüchlichkeiten auszuhalten. Diese Begabungen

als spezifische Form des Sozialen werden als die eigentliche Stärke des Ruhrgebiets angesehen: »Wichtiger als die »äußere Gestalt« repräsentativer Bauten wird die »innere Form« der sozialen Konstruktion der Identität des Alltags und Solidarität der Arbeit.« (Pankoke 2006: 72) Es scheint eine Art Kollektivcharakter zu geben, welcher der Region Qualität verleiht und auf den man bauen kann.

Das sogenannte *Skizzenbuch*, die Vorabveröffentlichung zur Bewerbung des Ruhrgebiets im Jahre 2003, behandelt die Migrationsgeschichte noch ausführlicher. Die verschiedenen Einwanderungsschübe zwischen 1872 und 1973, getragen von Arbeitsmigranten, Flüchtlingen und Gastarbeitern, werden erwähnt. Mehr als jeder zehnte Einwohner, so wird festgehalten, hat heute keinen deutschen Pass, insgesamt über 550 000 Menschen (vgl. Bewerbungsbüro 2003: 26). In diesem Passus wird die enge Verflechtung von Migrationen, europäischer Geschichte und der Entwicklung der Region über ein Jahrhundert hinweg deutlich. Bei der Migrationsgeschichte des Ruhrgebiets handelt sich allerdings um kein rein europäisches Phänomen. Dies zeigt sich beispielsweise in einem anschaulichen Vergleich, den Lutz Niethammer bereits früher zur Illustration der Größe und Intensität der Migration im Ruhrgebiet geliefert hat: Der schwerindustrielle Boom bewirkte im Ruhrgebiet, so Niethammer, »die Ausbildung eines Einwanderungslandes, das man sich heute wohl am ehesten vorstellen kann, wenn man an die Erdölemirate am Persischen Golf denkt«. (Niethammer 1984: 237)

Vom *Skizzenbuch* zur *Bewerbungsschrift* wurde der Absatz über die Migrationen und die kollektive Erfahrung und individuellen Kompetenzen gekürzt, aber sein Inhalt im Wesentlichen beibehalten. In den späteren Schriften, also nach der Ernennung 2006, ist von den sozialen Begabungen nicht mehr die Rede. Das Wort »Begabungen« kommt im ersten Programmbuch, dem *Buch eins*, nur noch einmal vor, im Zusammenhang mit der Baukultur. Allerdings spielt das Soziale weiterhin eine große Rolle, und es wird von Alltagskultur gesprochen. Man kann theoretisch die Begabungen als Teil der Alltagskultur ansehen, auch wenn sie sich mehr auf die Kommunikation und den Umgang miteinander beziehen als der Begriff Alltagskultur. Dennoch hat eine signifikante Verschiebung stattgefunden: Anstelle der weiteren Befragung der eigenen Geschichte und der Spezifizierung der Fähigkeiten ist, so scheint es, eine Verallgemeinerung getreten.

In einem zweiten Sinn wird Interkulturalität in den programmatischen Schriften thematisiert: als Austausch zwischen den unterschiedlichsten Kulturen und Kulturformen. Die Metapher, die dafür verwendet wird, heißt »Brücke«. Dazu lautet es im ersten Programmbuch:

Die Welt ist ein globales Dorf und die Metropole Ruhr liegt mittendrin. Brücken bringen Leute verschiedenster Herkunft, Religion und Lebensweise einander näher. Sie schaffen Netzwerke zwischen Städten und Institutionen, Vereinen und Initiativen hier wie in

Europa. Durch Kunst, Musik, kulturelle Bildung, Sport und Austausch entstehen Verbindungen über die Grenzen hinweg. (Ruhr.2010 2008: 96)

Hier wird Kultur als mobile, sich über Grenzen jeglicher Art hinwegsetzende Kraft verstanden, durch welche interkulturelle Netzwerke geknüpft werden. Räumlich bezieht sich dies sowohl auf die Region, in der sich die innerregionale Zusammenarbeit intensivieren soll, um dadurch den regionalen Zusammenhalt zu stärken und die regionale Identität zu festigen, als auch auf die interregionale Zusammenarbeit mit anderen Regionen in Deutschland, Europa und der Welt. Dieser Gedanke fand seine praktische Umsetzung etwa im ›Twins-Projekt‹, welches mit den Partnerstädten aller Ruhrgebietsgemeinden über hundert Projekte initiierte, woran gut 1 700 Projektpartner beteiligt waren.

Inhaltlich eng verbunden mit der Idee des Brückenbauens zwischen Kulturen jeglicher Art und Herkunft ist der Aspekt der kulturellen Vielfalt. In der ›Stadt der Kulturen‹ sollten verschiedenste Kulturformen und -formate gleichberechtigt im Programm stehen. Damit war gleichzeitig der Anspruch verbunden, unterschiedliche Kulturen als Adressaten zu gewinnen. Der Erfolg dabei wurde vorab als Gradmesser für die Nachhaltigkeit des Kulturhauptstadtjahres bestimmt:

Der Erfolg und die Beständigkeit der Kulturmetropole Ruhr wird in entscheidendem Maße [...] davon abhängen, [...] wie die Kultur [...] in den Köpfen der Entscheider aussieht: Wen sehen und berücksichtigen sie als Publikum? Welche Faktoren beeinflussen die Gestaltung des Repertoires? Welche Strategien entwickeln sie zur Gewinnung eines neuen, bislang vernachlässigten potenziellen Publikums – die Einwanderer? Um nichts anderes als die Zukunftsfähigkeit unserer Einrichtungen geht es in der Debatte, die mit ›Interkulturelle Öffnung‹ überschrieben wird [...]. Woher sonst sollen die zukünftigen Besucher der Theater, Konzerthäuser und der soziokulturellen Zentren kommen, wenn nicht mitten aus unserer sozial, ethnisch und religiös heterogenen Stadtgesellschaft? (Ruhr.2010 2008: 96)

Einwanderer werden als diejenigen Adressaten der Kultureinrichtungen verstanden, ohne die Kultureinrichtungen keine Zukunft haben werden. Sie werden zuvorderst als Publikum angesehen, was ihnen eine passive Rolle zuweist. Kulturpolitisch wird hier ein Legitimitätsdiskurs der Kultureinrichtungen verhandelt: Stellen sie sich der gesellschaftlichen Wirklichkeit, den veränderten demografischen Bedingungen? Unterstellt wird damit auch ein Versäumnis bisheriger Kulturpolitik. Die Kulturhauptstadt will die Neuausrichtung der Kultureinrichtungen fördern. Schon bevor das Programm festgelegt war, waren erste Auswirkungen spürbar: Der Umsetzungsbericht zur interkulturellen Arbeit der Stadt Essen im Jahre 2007 vermerkt bereits den positiven Einfluss des kommenden Kulturhauptstadtjahres auf die städtische Integrationspolitik; sie habe

das Publikum für den Zusammenhang zwischen Kultur und Integration weiter sensibilisiert (vgl. Stadt Essen 2007: 193).

Das zweite wichtige und angesprochene Anliegen sind die Bemühungen, die Vielfältigkeit der Stadtgesellschaft abzubilden. Repräsentationspolitiken haben in nahezu allen Bereichen in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen, die öffentliche Sichtbarkeit ist ein Anliegen vieler Ethnien und Gruppen, da sie erst die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht. Die programmatische Verknüpfung von Repräsentieren und Vernetzen wurde bereits im Vorfeld, mit Blick auf die anderen deutschen Bewerberstädte, gelobt: »Das Spannende an der Netzwerkprogrammatur der Stadt Essen lag dabei vor allem in der Verbindung der Repräsentations- mit der Vernetzungsfunktion.« (Quenzel 2006: 66) Dabei besteht durchaus die Gefahr, dass Exklusions- oder Inklusionsmechanismen in Gang gesetzt werden, ob von der Mehrheitsgesellschaft oder von Communities. Temporär mag das zweckmäßig sein, für das langfristige Ziel des Zusammenlebens ist dies jedoch kontraproduktiv.

Diese Ausschlussmechanismen müssen somit in den Blick genommen werden. Nur so lässt sich, argumentiert Peter Marcuse (2008: 26), die Stadt als Ganzes betrachten und die Frage beantworten, »welche Art von Stadt man sich überhaupt wünscht, in der man Individuen heimisch machen möchte«. Kultur hat das Potenzial, Antworten darauf zu finden:

Was man sich wünschen sollte, ist, einen allseitigen und allgemeinen Nutzen aus den Unterschieden zu ziehen, sprich wir sollten die Bereicherungen maximieren, die solche kulturelle Vielfalt sowohl für die Eingeschlossenen als auch für die Ausgeschlossenen mit sich bringt. (Ebd.: 25)

Es muss betont werden, dass das, was hier positiv und umstandslos umsetzbar klingt, erhebliches Konfliktpotenzial birgt: Leggewie und Zifonun weisen auf die Eigenart von Kultur und ihre Neigung zur »Sprengung von scheinbar festen Deutungsmustern und Sinnkonstruktionen« hin. Sie stellen fest: »Aus der Sphäre der Kultur ist nicht Disziplinierung, sondern Freisetzung von ›Sinn‹ zu erwarten, auch um den Preis riskanter ›Sinnkrisen‹.« (Leggewie/Zifonun 2010: 15) Der Hinweis auf diese potenziellen Erschütterungen ist auch wegen der Zielvorgabe der Ruhr.2010 GmbH wertvoll, der Region eine neue Identität zu verschaffen, sie in eine Metropole zu transformieren. Die Produktion von Sinnkrisen und Neuvergewisserungen müsste so gesehen als Ziel im Mittelpunkt der Arbeit stehen, die Identität der ›Metropole im Werden‹ würde auf diese Weise künstlerisch-diskursiv verhandelt. Schaut man in die Programmschriften, ist jedoch von dieser Notwendigkeit nicht viel zu bemerken. Das liegt aber offenbar nicht daran, dass es bereits eine konkrete Vorstellung von der Metropole gäbe, welche man nicht mehr erschüttern möchte. Vielmehr hat Ruhr.2010 den Wunsch nach Einheit und regionalem Zusammengehörigkeitsgefühl ins Zent-

rum gestellt und ist bestrebt, Gemeinsamkeiten zu betonen und zu verstärken. Der produktive Dissens ist daher kein Leitgedanke.

Ein kurzer Vergleich mit der unterlegenen Bewerberstadt Köln ist aufschlussreich. Auch in der Bewerbung der Stadt Köln zur ›Kulturhauptstadt 2010‹ spielen die Migrationsgeschichte und die kulturelle Vielfalt eine große Rolle in der Beschreibung der 2000-jährigen Stadtgeschichte: »Diese Entwicklung macht Köln zu einem gewachsenen Ort der Migration – gegenwärtig leben hier Menschen aus 181 Nationen.« (Stadt Köln 2004: I, 21) Nicht ausgespart wird, dass diese Geschichte auch andere Phasen kannte: Pogrome und Vertreibungen vor allem der Juden vom Jahr 1096 bis zum Nationalsozialismus werden in mehreren Absätzen thematisiert.

Man entdeckt hier unschwer Ähnlichkeiten mit der Bewerbung des Ruhrgebiets: Auch Köln möchte »eine Brücke zwischen den Kulturen und Religionen Europas« schlagen (Stadt Köln 2004: II, 7). Die Gesamtzahl der ansässigen Nationen wird von beiden erwähnt (Köln führt hier leicht). Ebenso reklamieren beide das Entstehen der Stadtgesellschaft aus der Migration. Insgesamt zeichnet sich die Bewerbung Kölns durch ein hohes Bewusstsein für den multikulturellen Alltag aus. Indem die Stadtgeschichte nicht einseitig positiv dargestellt wird, gewinnt die Bewerbung an Glaubwürdigkeit.

Kulturelle Interessen und Teilhabe von Migranten. Empirische Befunde

Um die Bemühungen von Ruhr.2010 besser einschätzen zu können, hilft ein Blick auf die Interessen und Einstellungen von Migranten zu Kultur und dem kulturellen Leben. Auch wenn die Bemühungen im Themenfeld Interkultur sich nicht ausschließlich auf Ethnien beziehen, so ist es doch ein Hauptanliegen, den kulturellen Austausch und die Teilhabe von Migrantinnen und Migranten am Kulturleben zu fördern – Letzteres sowohl als Zuschauer wie als Akteur. Die zehnte Mehrthemenbefragung des Essener Zentrums für Türkeistudien gibt auch dazu Auskunft (vgl. Sauer 2009). Ergänzend werde ich Ergebnisse der Studie zur kulturellen Vielfalt in Dortmund heranziehen (vgl. LDS NRW 2008), so dass sich ein komprimiertes, aufschlussreiches Bild der Interessen, Wünschen und Einstellungen ergibt.

Das erste und wichtigste Ergebnis ist, dass Migranten insgesamt seltener Kulturveranstaltungen besuchen, selbst dann, wenn sie ein großes Interesse bekunden (vgl. LDS NRW 2008: 3). Beliebte Freizeitbeschäftigungen sind solche des privaten Bereiches, etwa Musik hören und Besuche, aber auch Stadt- und Einkaufsbummel (vgl. Sauer 2009: 199). Wenn Kulturveranstaltungen besucht werden, stehen Kinobesuche ganz oben, Besuche von klassischen Kulturveran-

staltungen wie Konzerte, Ausstellungen, Museen, Theateraufführungen oder Lesungen stehen jedoch ganz unten. Ein höherer Bildungsgrad ist ausschlaggebend für ein höheres Interesse an Kulturangeboten, aber auch Alters- und Generationeneffekte. Diese sieht Sauer insgesamt als wirkungsvoller an als die ethnische Zugehörigkeit. Das gilt auch für den Umstand, dass diejenigen, die in engerer Interaktion mit der Mehrheitsgesellschaft stehen, größeres Interesse an deutschen Kulturveranstaltungen zeigen (vgl. ebd.: 204f.). Der Faktor ›allgemeines Kulturinteresse‹ hat einen größeren Einfluss auf den Besuch von Kulturveranstaltungen als die Frage, ob es sich um ›deutsche‹ oder ›türkische‹ Kultur handelt (vgl. ebd.: 212). Die stark Interessierten zeigen sich auch zufriedener mit dem Kulturangebot als die weniger Interessierten (vgl. ebd.: 219). Die bevorzugten Informationswege sind Mund-zu-Mund-Propaganda (59 % bei türkischen, 44 % bei deutschen Kulturveranstaltungen), das Fernsehen (33 %/22 %), Plakate/Aushänge (20 %/22 %) und die Zeitung (23 %/17 %). Prospekte und Flyer spielen mit 10 % bzw. 8 % und Stadtmagazine mit weniger als 2 % keine große Rolle bei der Informationsbeschaffung (vgl. ebd.: 226). Die LDS-Studie zeigt ergänzend unterdurchschnittliche Informationsaktivitäten der Dortmunder speziell mit türkischem Zuwanderungshintergrund, welche die größte Gruppe unter den Migranten stellen (vgl. LDS NRW 2008: 77f.). Zuletzt sei hier angeführt, wie die Wirksamkeit des kulturellen Austausches von den befragten türkeistämmigen Migranten in NRW bewertet wird: 51 % glauben an die Verbesserung des alltäglichen Miteinanders, 48 % an die Verbesserung der Beziehungen zwischen den Ländern (vgl. Sauer 2009: 230). Die höhere Identifikation mit Deutschland steigert den Glauben an den Einfluss von Kultur (vgl. ebd.: 233).

Diese Ergebnisse sind sowohl für die Absichten als auch für die konkrete Umsetzung der ›Kulturhauptstadt Ruhrgebiet‹ aufschlussreich: Die eingangs festgestellte unterdurchschnittliche Teilhabe von Migrantinnen und Migranten stützt das Anliegen, sie stärker in das kulturelle Leben einzubinden. Dass dies schwierig zu erreichen ist, liegt auch an den Präferenzen hinsichtlich der bevorzugten Veranstaltungsformen, bei denen typische Hochkulturformate schlecht abschneiden, während die Neuen Medien wie Film oder Computer stark genutzt werden. Da der ethnische Hintergrund nicht als entscheidende Ursache für den unterdurchschnittlichen Kulturveranstaltungsbesuch ausgemacht wurde, wird die Ruhr.2010 direkt mit der Situation der schlechteren Bildungsabschlüsse von Migranten konfrontiert.

Es war also ein wichtiges Ziel des Kulturhauptstadtjahres Ruhr.2010, ein grundsätzliches Interesse an der Kultur zu wecken, zumal deren positive Auswirkungen auf die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben nachgewiesen werden konnten. Knapp die Mehrheit der Befragten geht von einer positiven Auswirkung von Kultur auf das allgemeine Zusammenleben aus. Dieses Anliegen der Kulturhauptstadt stützt sich somit auf die Erfahrung gelingender Integration.

Interkultur aus der Sicht der Ruhr.2010-Verantwortlichen

Im Folgenden wird die Untersuchung des Selbstverständnisses der Ruhr.2010 GmbH und ihrer Projekte bezogen auf ihre Interkulturalität noch weiter vertieft, wobei es sich methodologisch nun um die Auswertung teilstandardisierter Leitfadeninterviews handelt. Hierzu haben Programm- und Projektverantwortliche Auskunft gegeben über die Bedeutung von Interkulturalität und die Erfahrungen aus der täglichen Arbeit. Die Interviews ermöglichen somit Einblicke in die Denk- und Arbeitsweise der Organisatoren.¹ Die Gesprächspartnerinnen von Ruhr.2010 waren Ash Sevindim (S), künstlerische Direktorin der ›Stadt der Kulturen‹, Ria Jansenberger (J), Projektleiterin von ›Twins2010‹ und Susanne Puchberger (P), Projektleiterin des ›Melez‹-Festivals. Dem Kapitel folgt ein Blick auf die Projektrealisierung anhand von drei Beispielen.

Wie wird der Anspruch des Themenbereiches ›Stadt der Kulturen‹ von der Ruhr.2010 GmbH selbst definiert? Es gibt dazu eine gemeinsame Sichtweise: Die Kulturhauptstadt will einen »Raum schaffen« (J), um die »Vielfalt abzubilden« (S), »Kulturen sichtbar zu machen« (P), in dem Bewusstsein, dass darin ein »Reichtum« (J) liegt.

Abbildern der Realität, nach Jahren und Jahrzehnten der Versäumnisse in die Puschen kommen und klar sehen, dass es eine gesellschaftliche Realität gibt, das ist die kulturelle Vielfältigkeit, nicht nur ethnische Vielfältigkeit [...]. Wir haben auch eine soziale Vielfältigkeit, die nicht nur sehr spannend ist, sondern auch eine große Herausforderung ist. (S)

Jansenberger erinnert an die tragende Rolle von Migranten beim Wiederaufbau Deutschlands und plädiert für kulturpolitische »Gerechtigkeit« und eine »Politik der Wertschätzung«. Sie sieht in der bundesrepublikanischen Vergangenheit Versäumnisse auf beiden Seiten, jedoch könne sich die Gesellschaft immer weniger erlauben, diese Fehlentwicklungen fortzuführen. Die demografisch-soziale Realität erzeugt einen Handlungsdruck, Interkulturalität sei daher ein »Zukunftsthema« (S), dem man sich widmen müsse. »Es geht darum, zu sagen, wie selbstverständlich eigentlich viele Dinge schon sind, und so ist es auch nicht weiter aufregend, dass so jemand wie ich, türkeistämmig, halt auch den Bereich Literatur verantwortet oder Geschichtskultur.« (S) Aus diesen Äußerungen spricht ein gesellschaftspolitischer Anspruch, der an anderen Stellen

1 | Die Interviews wurden vom Autor als teilstandardisierte Leitfadeninterviews für diesen Beitrag geführt und werden hier erstmals veröffentlicht. Alle interviewten Personen waren mit der Namensnennung einverstanden. Vgl. zu den Zeitpunkten der Interviews: Prosek 2010a-f.

explizit angesprochen wird: »Kultur hat mit Bewusstsein für Gesellschaft zu tun.« (S) Susanne Puchberger ergänzt:

Für mich ist ein Festival der Kulturen kein Happy-Beppy-Wir-sind-jetzt-alle-Multikulti-Superding, sondern es muss ganz klar einen gesellschaftspolitischen Anspruch haben. [...] Ein Festival der Kulturen muss politisch oder gesellschaftspolitisch sich auch irgendwie positionieren. Und genau diese Fragen stellen. Das machen wir natürlich schon auch im Rahmen des ›Melez‹-Labors. [...] Das machen wir heuer ja auch wieder, wir gehen wieder nach Duisburg-Marxloh, in die Dortmunder Nordstadt. Wir hinterfragen natürlich schon auch, wie dort das Zusammenleben funktioniert oder nicht funktioniert, und wie das zukünftig aussehen kann, oder wie sich solche Quartiere entwickeln, entwickeln sollen vielleicht auch.

Verschiedene Formate ermöglichen also, den unterschiedlichen Ansprüchen gerecht zu werden. Die benachteiligten Stadtquartiere werden als Erfahrungsorte und Schnittstellen begriffen, sie sind städtebaulich definierte Lernorte – wenn man Orte von Begegnung und Austausch als Lernorte bezeichnet.

Alle drei Interviewten betonen den Vernetzungsgedanken, nach außen wie nach innen, und nicht nur zwischen den Ethnien, sondern auch zwischen den Religionen und verschiedenen Kultursparten. Die Erfahrung lehre, dass gerade die selbsternannte anspruchsvolle spartenbezogene Kultur, die vorgibt, Werte zu schaffen, dadurch die Menschen eher trennt als verbindet. Die Grenzen zwischen den Sparten lösen sich aber immer mehr auf. Kultur wird dynamischer und hybrider (vgl. J). Auf der Ebene der Alltagskultur sei dies gut umzusetzen, weshalb ihr im Bereich ›Stadt der Kulturen‹ eine tragende Rolle zugekommen sei. Ihre Stärken: Viele Menschen könnten sich in einen unmittelbaren Bezug setzen, es gebe Spielraum und gleichzeitig viele Gemeinsamkeiten (vgl. J). Dies wird etwa im Bereich des gemeinsamen Singens deutlich, wo die Vielfalt an Melodien, Rhythmen und Sprachen ein Wechselspiel von Eigenständigkeit und Gemeinsamkeit ermöglicht.

Zwischen der politischen Bedeutung des Themenfeldes ›Stadt der Kulturen‹ und seiner praktischen Behandlung existiert offenbar ein Spannungsverhältnis. Zudem werden spezifische Organisationsprobleme offenbar. Für die Politik hat ›Stadt der Kulturen‹ einen hohen Stellenwert, das Themenfeld ist ein »Aushängeschild«, bei dem es den Organisatoren »immer darum ging, sich nach Außen auch präsentieren zu können als die Region, die sich integrativ, interkulturell als internationale Metropole präsentieren kann. Und eben diese ganzen zukünftigen Fragen von diesem schönen Themenfeld Migration, Integration, ein attraktives Programm dem gegenüberstellen kann.« (J) Die Funktion als Aushängeschild bezieht sich also auf zweierlei: auf die politische Legitimation der gesamten Kulturhauptstadt, die durch das Themenfeld erreicht wird, weil sie sich damit gesellschaftlichen Fragen widmet und nicht nur einen elitären

Kreis anspricht. Und auf die Außendarstellung, auf Werbung und Repräsentation: Man demonstriert Weltoffenheit, Internationalität und Metropolitänität und kommt damit den strategischen Bemühungen des Regionalverbands Ruhr nahe.

Interkulturalität wird in den Programmkonferenzen als ›Querschnittsaufgabe‹ definiert. Das entspricht der Tatsache, dass sie nicht auf bestimmte Themen oder Sparten beschränkt ist. Es hatte aber auch zur Folge, dass dem Programmbereich dort, wo es internationaler oder multikultureller wurde, automatisch die Verantwortung übertragen wurde, unabhängig vom eigentlichen Thema. Der konkrete Umgang mit dem Themenfeld wird noch aus einem weiteren Grund als ambivalent erlebt: Parallel zur offiziellen Wertschätzung gibt es eine zweite Sichtweise auf Interkulturalität, die sich etwa auch bei der Behandlung des Themas durch Journalisten zeigt. Sevindim schildert eine typische vorurteilsbeladene Einschätzung: »Ist das nicht dieses Gedöns und gut Gemeinte? Da sind auch Journalisten nicht vor gefeit, da sind auch unsere eigenen Leute teilweise nicht vor gefeit.« Auch Puchberger hat diese Erfahrung gemacht:

Dem widmet man sich halt auch. Gehört halt auch dazu. Also, es wird nicht so richtig als Kunst und Kultur betrachtet [...]. Das hat immer so ein bisschen was, ich sag's jetzt ganz böse, sozusagen was von Gutmenschenprojekt. Das muss man halt machen. Das ist auch bei Frauen- und Genderprojekten ganz oft so, oder Sozialprojekten.

Diese Erfahrung bezieht sich ausdrücklich nicht nur auf die ›Kulturhauptstadt Ruhr‹, sondern auch auf ›LinZ 2009‹ und andere Festivals, bei denen Puchberger mitgearbeitet hat. Es besteht im Bereich Interkulturalität offenbar die Gefahr, dass der gesellschaftlich-politische Anspruch die künstlerische Ambition überdeckt, dass der Bereich sowohl im künstlerischen als auch im politischen Bereich stark um Anerkennung kämpfen muss. Dies wiegt umso schwerer, als ihm gegenüber Ressentiments vorherrschen, wie die Äußerungen von Sevindim und Puchberger nahelegen.

Interkulturelle Projekte lassen sich selbst dann nicht reibungslos oder wunschgemäß umsetzen, wenn die Geschäftsführung dahintersteht. So wird dem Geschäftsführer Oliver Scheytt attestiert, dass Interkulturalität eine ›Herzensangelegenheit‹ (J) für ihn sei. Für diese Einschätzung spricht sein langjähriges Engagement in der ›Kulturpolitischen Gesellschaft‹ zu diesem Thema. So berichtet er schon 2003, dass die Gesellschaft bereits seit einigen Jahren Lösungen zum Schließen der »kulturpolitischen Leerstelle« Interkultur suche (Scheytt 2003: 12). Trotzdem scheint ein Sachzwangregime zuungunsten der Interkulturalität den Alltag zu bestimmen: Die Personalstrukturen (z.B. die Berücksichtigung von Sprachkompetenzen) und die Arbeitsweise der Ruhr.2010 GmbH seien auf die besonderen Anforderungen nur unzureichend ausgerichtet worden. »Und das war nicht, dass die Leute nicht bereit dazu gewesen

wären, sie waren nur überfordert damit.« (J) So wird das Fehlen eines multi-kulturellen Marketingkonzeptes bedauert, ohne dass dafür eine klare Ursache benannt werden könnte:

Interkultur ist ein Aushängeschild, aber wenn es dann um die tatsächliche Organisationsstruktur geht, dann gibt es immer wichtige Gründe, warum man das doch nicht erfüllen kann. Die du auch alle verstehen kannst, du verstehst, wieso es dazu kommt. Nur ist es gleichzeitig eine Schwierigkeit, und es ist dann kein Wunder, das manche Botschaft die türkische Community, die russische oder polnische oder [...] serbische Community nicht erreicht. (J)

Ein Ausweg wird teilweise im stärkeren personellen Einsatz der Leitungsebene gesehen, der zumindest die mediale Aufmerksamkeit stärker auf Interkulturalität lenken könnte, weil diese zu spektakulären Großveranstaltungen tendiere und auf Einzelpersonen fokussiere. Bei insgesamt mehreren tausend Veranstaltungen seien jedoch Kompromisse unausweichlich gewesen.

Eine spezifische Problematik aus der Sicht der Organisation ergibt sich im Bereich der interkulturellen Projekte auch durch die Projektpartner. In dem Bereich würden häufiger nichtprofessionelle Veranstalter agieren als in anderen, denen es zum Teil an grundlegenden Kenntnissen hinsichtlich der Projektabwicklung fehlt. Damit sei ein höherer Aufwand verbunden. Manche Projekte konnten überhaupt nur durch personalintensives Eingreifen von Ruhr.2010 stattfinden. Diese Übernahme von Arbeit habe die knappen Kapazitäten zusätzlich belastet und erschöpft (vgl. J). Bereits die allgemeine Kommunikation erfordere bei interkulturellen Projekten einen höheren Personal- und Zeitaufwand als etwa im Bereich Baukultur, wo man mit professionell agierenden Büros zusammenarbeiten könne. Hinzu kommt die »Hemmschwelle Kulturhauptstadt« (P), weil mit dem Label ein Anspruch an Kunst und Kultur assoziiert wird, der Scheu hervorruft. Das verstärkt die aus den Studien bekannten Schwierigkeiten, die gewünschten Zielgruppen, die ja nicht zu den kulturaffinen zählen, überhaupt zu erreichen, ob als aktive Teilnehmer oder als passives Publikum.

Auch zum Ruhrgebiet wird Interkulturalität in Bezug gesetzt. Für die von außen kommende Puchberger erscheint der Umgang der verschiedenen Kulturen miteinander im Ruhrgebiet als sehr harmonisch, als im Alltag angenehm und als besser als in anderen Regionen Europas – insgesamt somit als vorbildlich. Praktisch gesehen seien die Größe und dezentrale Struktur jedoch auch nachteilig: Man verpasse zu viel, erreiche vieles zu schlecht. Die Folge dieser Struktur ist auch eine starke lokale Verhaftung der Bevölkerung, wie Jansenberger feststellt: »Also, da ist die Flexibilität nur bei wenigen sehr sehr groß, dass die überhaupt mitkriegen, was in den anderen Städten an Kulturprogramm überhaupt stattfindet.« Allerdings habe die Kulturhauptstadt diese starre Orientierung ein wenig aufgebrochen. Sevindim stellt als einzige ausdrücklich einen Zusammenhang

zwischen der Kulturpolitik, der Region und ihrer Identität her. Die grundsätzliche Frage, warum man Kulturangebote mache, zielt auf die Konstitution der Gesellschaft. »Es ist Teil von Identitätsbildung, es ist Teil von gesellschaftlicher Identität, hier erst recht von regionaler Identität. [...] Wo die berührt wird, wird der Bereich kulturelle Vielfalt spannend.« Sie begreift dies, ausdrücklich auch der öffentlichen Gelder wegen, als Legitimitätsdebatte. Indem sie einschreibt, dass sie Kunst dafür nicht instrumentalisieren wolle, verdeutlicht sie noch einmal den oben beschriebenen Konflikt, eine Balance zu finden zwischen dem gesellschaftspolitischen Anspruch interkultureller Veranstaltungen einerseits und dem künstlerischen Anspruch andererseits. Mit dem breiten Kulturbegriff und dem Schwerpunkt auf der Alltagskultur glaubt Sevindim, den für die Region angemessenen Umgang gefunden zu haben. Ruhr.2010 habe kein großes Provokationsbedürfnis in der Region verspürt. Das Ruhrgebiet wurde als organisatorische Herausforderung begriffen, der Anspruch bestand darin, regionale Gemeinsamkeiten zu betonen und Netzwerke aufzubauen.

In dieser Lesart folgt Ruhr.2010 mehr der planerischen Perspektive der Regionbildung durch gemeinsames Handeln und Zielsetzen, was heißt, dass Kultur nur ein Mittel ist, und weniger der kulturwissenschaftlichen Perspektive, die Kultur für essenziell hält, weil sie produktive Sinnkrisen erzeugt. Dabei ist das Kulturhauptstadtprogramm keineswegs harmlos oder harmoniesüchtig gewesen. Als Leitidee hat dieses Verständnis von Kultur jedoch nicht fungiert. Es wäre spannend, muss aber hier unbeantwortet bleiben, inwieweit man zwischen dieser Haltung und der Mentalitätsgeschichte der Region eine Verbindung beschreiben könnte. Die Existenz einer solchen Verbindung erscheint vor allem als schlüssig, weil die Region seit Jahrzehnten um Einigkeit und Anerkennung ringt.

Bleibt die Frage nach der Nachhaltigkeit der Kulturhauptstadt aus der Sicht der Organisatorinnen. Viele Projekte sollen fortgeführt werden, aber Puchberger ist skeptisch, weil die finanzielle Absicherung noch fehlt. Um diese herzustellen bedarf es einer politischen Willensbekundung zur Fortführung der regionalen Kulturarbeit, die institutionell geregelt werden muss (vgl. J). Sevindim und Jansenberger weisen auf die Lernprozesse hin, die durch die vielen Projekte und Kooperationen entstanden seien. Diese Erfahrungen und dieses Wissen blieben und seien zukünftig einsetzbar, zukünftig sei vieles einfacher zu organisieren. Eine Hoffnung ist, der Abwanderungsbereitschaft junger, kreativer Menschen mit der Kulturhauptstadt etwas entgegenzusetzen: »Die, die hier sind, sollen einen Mehrwert davon haben« (S) – ob als Akteure oder als staunende, begeisterte Besucher. Jansenberger verweist auf die tausenden Teilnehmer an den ›Twins-Projekten‹, auf den von ihnen gesammelten Erfahrungsschatz, auf die Bereicherung, die sie erfahren haben und die damit einhergehende bleibende Erinnerung. Sie ist überzeugt, dass sich dies im Leben der Teilnehmer noch positiv auswirken wird, wovon auch die Region profitiere, etwa durch eine größere Weltoffenheit.

Interkultur in ausgewählten Projekten

In der Zusammenfassung der nächsten drei Interviews werden interkulturelle Aspekte der Projekte ›Überm Sternenzelt‹, ›Interfaces‹ und ›Gülhane – Rosen für Marxloh‹ beleuchtet. Insbesondere wird dargestellt, was die Arbeit an interkulturellen Projekten konkret bedeutet – jenseits der bislang analysierten schriftlichen und mündlichen Verlautbarungen der Ruhr.2010-Verantwortlichen.

›Überm Sternenzelt‹

Ein Dorstener Musikverein (confido vocale & camerata e.V.) entwickelte ganz pragmatisch ein Projekt für 2010: Die Kulturhauptstadt bot den Anlass und gab die Kooperationsorte vor. Die Organisatorin Claudia Temp gibt Auskunft:

Und da es ja drei Kulturhauptstädte gibt in diesem Jahr, hatten wir uns überlegt, dass es eine sehr schöne Angelegenheit wäre, wenn wir es schaffen würden, zwei Chöre zu beteiligen, mit unserem Orchester zusammen was zu machen. [...] Ich habe einfach nur gedacht: Wir machen das zusammen, das muss sehr spannend sein. Weil wir ja auch in drei verschiedenen Sprachen singen wollten, und das war für uns ja auch nicht einfach. [...] Wir wollten es einfach mal ausprobieren.

Sämtliche Arbeit erfolgt ehrenamtlich, ab 2007 bestehen Kontakte nach Pécs und Istanbul. Der Chor aus Pécs sagt später zugunsten eines Auftritts in Hamburg ab, was in Dorsten als Ablehnung des Ruhrgebiets aufgefasst wurde. Bei der Vorbereitung gibt es zahlreiche organisatorische und finanzielle Schwierigkeiten, die mit hohem persönlichen Einsatz beseitigt werden. Der Partner in Istanbul ist der ›European Choir‹, ein europäisch ausgerichteter Chor, der selber selten türkisch singt. Mit Beethovens 9. *Symphonie* und dem *Yunus-Emre-Oratorium* werden bewusst bekannte und national bedeutsame Stücke ausgewählt. Die Konzerte im Ruhrgebiet werden über den Verteiler des türkischen Botschafters in Essen beworben, der weitere Multiplikatoren in den Gemeinden einsetzt – mit Erfolg.

Die Kontakte zwischen den Chormitgliedern wurden dort am intensivsten, wo die verschiedenen Mitwirkenden im Rahmen verschiedener Formen der Gastgeberschaft, die im dezentralen Ruhrgebiet schwierig zu organisieren war, Zeit miteinander verbrachten, auch über das Projekt hinaus, etwa mit Ausflügen. Ein Teil des türkischen Chors logierte geschlossen in einem Hotel. Zu den türkischen Beherbergungsanbietern, die auch bereitstanden (mit Gastgeschenken), wollte keiner der türkischen Musiker, auch mehrere deutsche Angebote wurden nicht nachgefragt. Das war »natürlich dann auch nicht so schön«. Als

Ursache wird eine unzureichende Vorabsprache im ›European Choir‹ vermutet. Trotzdem überwiegt der positive Eindruck: »Und die Leute, die in Gastfamilien waren, da waren die Gastgeber und die Gäste sehr, sehr angetan, die waren total glücklich.« Auch der Aufenthalt in Istanbul wurde sehr genossen: »Da war wirklich Tag und Nacht Gewimmel auf der Straße, zu jeder Tages- und Nachtzeit konnte man sich da in die Massen werfen, das war sagenhaft.« Befremden löste die strenge Kleiderordnung des türkischen Chores beim Aufenthalt in Deutschland aus:

Das hat mich übrigens auch gewundert: Die waren alle sehr konservativ, fand ich, also die Frauen mussten alle lange Kleider tragen, lange Ärmel, und die Männer hatten auch eine bestimmte Kluft, und da wurden unsere Leute schon angemacht, wenn die nicht entsprechend gekleidet waren. Hier wurden die angemacht, wenn die nicht entsprechend gekleidet waren. Fand ich ein bisschen kess, muss ich sagen. Wir sehen das nicht so eng.

Sie deutet das Verhalten als Teil des Chor-Habitus: »Ich glaube, das hing damit zusammen, dass die sagten: Wir sind ein sehr bekannter Chor, wir haben einen Ruf zu verlieren. Und bei uns kleidet man sich so.« Das Befremden über die jeweilige Kleiderordnung dürfte beidseitig gewesen sein. Während die deutschen Musiker das Kleidungsverhalten der türkischen übertrieben fanden, vor allem in der auftrittsfreien Zeit, störten sich diese an der Laxheit der deutschen. Vermutlich empfanden sie diese als der Begegnung unangemessen und damit respektlos. Dass sie ihr Missfallen zum Ausdruck brachten, wurde als unhöflich und anmaßend empfunden: In dieser Situation wurde dem ›European Choir‹ eine klare Gastrolle mit entsprechendem Verhaltenskodex zugesprochen. Kürzer wurde die Erfahrung eines unterschiedlichen Singstils thematisiert, welcher nicht einfach übernommen werden könne, weil die Techniken sehr verschieden seien.

Das Interview mit der Organisatorin Claudia Temp hat deutlich gemacht, welchen hohen Stellenwert die Organisation bei einem solchen interkulturellen Projekt einnimmt, wenn sie ehrenamtlich, nebenberuflich und mit hohem finanziellen Risiko durchgeführt wird. Die interkulturelle Begegnung war im alltäglichen Umgang am intensivsten. Sie hat Aushandlungsprozesse notwendig gemacht und auch Dissenzen hervorgebracht, welche sich nicht immer auflösen ließen. Diese haben das Projekt jedoch zu keinem Zeitpunkt gefährdet und den positiven Gesamteindruck nicht wesentlich geschmälert; sie wurden einkalkuliert.

›Interfaces‹

Für die ›Duisburger Philharmoniker‹ ist es nicht das erste Mal, Projekte für und mit Kindern aus den sozial schwachen Stadtteilen, in denen zugleich viele Bürger mit Migrationshintergrund leben, durchzuführen. Der Intendant Alfred Wendel berichtet: »Es gibt einen übergreifenden Aspekt: Dass wir einfach nicht an der Tatsache vorbeisehen können, dass wir eine multikulturelle Bevölkerung haben. Das ist in Duisburg besonders ausgeprägt, und deshalb fühlen wir uns auch als Kulturinstitution verantwortlich dafür, die Mitbürger anzusprechen.« Bisher stellt das klassische deutsche Bildungsbürgertum noch die Mehrheit des Publikums, Menschen mit Migrationshintergrund sind nur wenige vertreten. Selbst die Stücke des türkischen Komponisten Ahmed Adnan Saygun, die anlässlich seines 100. Geburtstages aufgeführt wurden, fanden keine nennenswerte Resonanz bei der türkischen Bevölkerung Duisburgs. Als Ursache macht er ein Kommunikationsproblem aus: »Wir erreichen die nicht mit unseren Informationen.« Beim ›Interfaces‹-Jugendprojekt im Kulturhauptstadtjahr setzten die Beteiligten daher auf Mund-zu-Mund-Propaganda und digitale Kommunikationswege wie Twitter, SMS und soziale Netzwerke, was erfolgreich war.

›Interfaces‹ ist die Idee eines uneigennütigen Kulturvereins, der die benötigten Kontakte in den verschiedenen Ländern, aber auch zu Sponsoren besaß. Die Philharmoniker übernahmen einen Großteil der Organisation. ›Interfaces‹ brachte 400 Jugendliche aus Belarus, Chile, Finnland und dem Ruhrgebiet zusammen, um gemeinsam ein Stück über jugendliche Sehnsüchte, über Antworten auf die Frage nach dem richtigen Leben zu entwickeln. Musikstile und Ausdrucksformen waren bunt gemischt: Hip Hop, moderner Tanz, Ballett, klassische Musik. Das Stück wurde gemeinsam in einem Workshop erarbeitet, die Profimusiker halfen den Jugendlichen bei der Umsetzung ihrer Ideen. Für die Jugendlichen aus dem Ruhrgebiet, aus Marxloh, Mülheim und Oberhausen, ist Musizieren keine Selbstverständlichkeit.

Die haben noch nie in ihrem Leben ein Orchester gesehen und dieses Feeling für die, jetzt mit einem richtigen Sinfonieorchester auf der Bühne zu stehen und was gemeinsam zu machen, das war ein enormes Erlebnis für die, das merkte man. Für unsere Musiker andererseits auch [...]. Also das war schon durchweg eindrucksvoll.

So Intendant Wendel. Die Distanz zwischen den Jugendlichen und den erwachsenen Orchestermusikern sei größer gewesen als die zwischen den Jugendlichen untereinander. Der Erfolg liegt in der projektbezogenen Zusammenarbeit auf künstlerischem Gebiet:

Die sind sehr offen aufeinander zugegangen. Und auch auf uns. Wir waren ja quasi die Fremdesten für die. Das war eine ganz, ganz offene Angelegenheit. Die haben sich in-

tensiv kennengelernt, eben, weil man miteinander arbeiten muss. Wenn man miteinander tanzt oder Musik macht, geht das oft sehr schnell. Da sieht man dann wieder, dass Kultur der einfachste Weg ist, also Kultur im breitesten Sinne jetzt, nicht unbedingt die Hochkultur, sondern überall da, wo man was gemeinsam macht, da kommt man dann sich nah, wenn man ein gemeinsames Ziel verfolgt. Dann lernt man sich kennen und dann ist vieles plötzlich ganz unkompliziert und viele Vorurteile werden ganz schnell über Bord geworfen, weil man sich eben intensiv kennenlernt über die Arbeit an einem gemeinsamen Ziel.

Konflikte gab es dabei in verschiedenen Konstellationen: Für die aus Weißrussland mitgereisten Betreuer war der offene, freizügige Umgang nicht einfach zu akzeptieren: »Das war für die neu, spannend, aber auch beängstigend.« Hier wird eine typische Ambivalenzerfahrung angesichts einer ungewohnten Situation geschildert. Auch einzelne türkische Eltern zögerten, so Wendel, ihre Kinder teilnehmen zu lassen, vor allem die Töchter, weil tabuisierte Themen wie Sexualität verhandelt wurden. Durch persönliche Gespräche mit den Eltern, durchgeführt von Projektverantwortlichen, Lehrern oder anderen Betreuern, gelang es, viele Vorbehalte auszuräumen, »und dann ging das auch wieder weiter« – meistens jedenfalls. Die gesetzten Grenzen seien auf jeden Fall zu akzeptieren: »Also, wir dürfen nicht das Gefühl haben, wir müssen die Vereinnahmungen, sondern, es muss eben wirklich ein Kennenlernen sein, und ein Akzeptieren der unterschiedlichen Kulturen, unter der Voraussetzung, dass bestimmte Grundsätze respektiert werden.« Auch an anderer Stelle im Interview wird betont, dass die persönliche Ansprache viel erfolgsversprechender sei als etwa ein Brief, selbst wenn dieser auf Türkisch verfasst sei. Für den Intendanten waren alle Probleme eine alltägliche Sache, normal für ein derart komplexes Projekt mit Jugendlichen.

Der Austausch ermöglichte die Erfahrung musikalisch-künstlerischen Selbstaustauschs, die Erfahrung altersbedingter grenz- und sprachübergreifender Nähe, den Stolz einer Aufführung. Verschiedene Kulturen haben ihre Elemente gleichberechtigt eingebracht. »Der Weg war das Ziel.« Das Ziel, Brücken zu bauen, Grenzen zu überwinden und Verbindungen zu schaffen, scheint hier erfolgreich eingelöst. Zum Gelingen haben sicherlich auch die langjährigen Erfahrungen und die Kontakte der Organisatoren beigetragen. Die Vernetzung erfolgte international wie innerregional, indem Duisburgs Nachbarstädte beteiligt wurden. Die mediale Aufmerksamkeit blieb weitgehend auf die Lokalpresse beschränkt. Die personelle Ausstattung, bedauert Wendel, lasse die Fortführung des Projektes nicht zu, man werde aber die Ziele weiter verfolgen.

›Gülhane – Rosen für Marxloh‹

Im Duisburger Stadtteil Marxloh steht die zur Zeit größte Moschee Deutschlands. Marxloh ist bis heute von der Schwerindustrie geprägt, weist einen hohen Armuts- und Ausländeranteil auf und gilt als einer der schwächsten Stadtteile des gesamten Ruhrgebiets. Dort ist seit über zehn Jahren die Bürgerinitiative Elisenhof tätig, aus der der Verein hervorgegangen ist, der unter dem Titel *Gülhane – Rosen für Marxloh* einen Rosenpavillon als Begegnungsstätte neben der Moschee errichtet hat. Die Projektverantwortliche ist Gudrun Alt. Sie erzählt, dass eine persönliche Begegnung mit der damaligen Vorsitzenden des Moscheevereins den Ausschlag zum Engagement gab:

Und das war für mich ein total prägendes Erlebnis, dass diese Menschen so auf mich zugekommen sind und sich so gefreut haben, dass ich Interesse habe und für so ein Ereignis mal hierhin komme, und mir das anschau, einfach mal so ganz neugierig, ohne irgendwas. Und das war eigentlich der Schalter, der dann umgelegt wurde, wo ich gedacht habe, okay, das interessiert mich richtig.

Die Idee, einen Rosenpavillon aus Bambus und Weide zu errichten, ist einerseits ein Import aus Istanbul, wo es solche Orte gibt. Zum anderen ist sie eine Reaktion auf den Alltag im Stadtteil. Es fehlen öffentliche Orte mit Aufenthaltsqualität, besonders für Frauen und Familien. Der abendliche Spaziergang sei auch sehr verbreitet, so dass es naheliegend war, einen Ort zu schaffen, der als Treffpunkt fungiere. Die besondere Bauweise entspringt dem persönlichen Interesse an ausgefallener Architektur, ist aber auch ein bewusster Kontrapunkt zum Ort, zur Geschichte des großindustriellen Ruhrgebiets. Eine Bergbauregion habe »eine Geschichte von ganz vielen Verletzungen. Auch diese ganzen Migrationsgeschichten sind Geschichten von Verletzungen. Also, nicht nur ausschließlich von Verletzungen, aber in diesen Geschichten ist auch Verletzung mit drin.« Mit dem handgeknüpften Rosenpavillon bringe man »Schönheit und Qualität« in den Stadtteil. Die Ursprungsidee war, die Fläche zwischen Kirche und Moschee herzurichten, was am Eigentümer scheiterte. Die Initiative hielt aber fest an der Idee,

hier in Marxloh Orte zu schaffen, wo Menschen sich begegnen können. Unabhängig von ihrer Religion, unabhängig von ihrer Ethnie, unabhängig von allem, einfach nur zusammenkommen können und sein können – also schwellenlose Begegnungsorte. Und das ist der Rosenpavillon.

Die Situation im Stadtteil wird als vielschichtig beschrieben:

Es gibt das bunte Durcheinander, und es gibt natürlich auch Leute, die sagen, ich gehe in keine Kirche rein. Und das müssen nicht notwendig Muslime sein. Es gibt andere Leute, die sagen, ich gehe in keine Moschee rein, das müssen nicht zwingend Christen sein. Ja, also, es gibt eben auch die Aversionen auf allen Ebenen, und es gibt natürlich auch diese bunte Mischung, diese Buntgemischtheit, die dann eben überall hingehet. Das gibt es beides. Wir wollten gerne beide ansprechen.

Der Weg zur Realisierung war schwierig und hielt viele Rückschläge bereit. Als eine Ursache dafür wird angenommen, dass der Bürgerinitiative und später dem Verein professionelle Kenntnisse im Projektmanagement fehlten. Alt bemerkt dazu, die Gruppe habe alles ehrenamtlich geleistet und sich und andere immer neu motivieren müssen. Dafür seien die entstandenen Partnerschaften heute stabil und auch für zukünftige Projekte offen. Die zahlreichen Probleme werden als ›normal‹, als projektypisch benannt, mögliche interkulturelle Spannungen nicht erwähnt.

Der Pavillon wurde in einem offenen gemeinschaftlichen Prozess errichtet, woran insgesamt gut 200 Personen beteiligt waren, Einheimische wie Auswärtige, »unter anderem auch Jugendliche und Jungs, einschlägig bekannte Jungs aus der Stadt. Und zumindest einen Teil davon haben wir gekriegt. Das ist das Kapital, von dem wir zehren.« Gudrun Alt berichtet von vielen berührenden Erlebnissen und Erfahrungen, der Pavillon zeige sich als Ort, an dem die Menschen miteinander ins Gespräch kommen, sich öffnen, etwa Kindheitserinnerungen teilen. Den Pavillon zeichne eine hohe Emotionalität aus.

Ohne das Kulturhauptstadtjahr wäre das Projekt nicht zu realisieren gewesen, denn ohne den Status als offizielles Projekt hätte man die Geldgeber nicht so gut überzeugen können und auch ein geringeres auswärtiges Interesse erfahren. Interessenten haben sich aus Stockholm, Toronto und Den Haag gemeldet, dabei handelt es sich einerseits um Quartierspraktiker sowie andererseits um Migrationsforscher. Die internationale Vernetzung wird somit fast stärker als die regionale, wo das Projekt zu den vielen hundert kleinen Projekten gehört, die es kaum in die regionale Presse geschafft haben. Als überaus »mühsam« hat Gudrun Alt hingegen die Grundstimmung in der Stadt empfunden, was das interkulturelle Zusammenleben angeht, weshalb sie die Frage, ob das Ruhrgebiet ein funktionierender Schmelztiegel sei, verneint – und somit ein Argument für die Kulturhauptstadt Ruhr.2010 falsifiziert:

Ich erlebe in der deutschen Bevölkerung Duisburgs wenig Bereitschaft anzuerkennen, dass Marxloh ein Teil Duisburgs ist, so wie er jetzt ist. Es wird hinterhergeheult den 60er Jahren und den Pelzgeschäften [...]. Das heißt noch nicht einmal: Mit diesem Teil will ich mich beschäftigen, oder mit diesen Menschen möchte ich Bekanntschaft schließen. Das heißt es noch nicht. Es ist noch die Stufe davor, die mir fehlt. Und das erlebe ich zum Beispiel in Stuttgart anders.

Die ausgesprochene Hoffnung ist, mit dem Rosenpavillon und den begleitenden und weiteren Aktivitäten dem entgegenzusteuern: »Wir wollten schon auch ein Zeichen setzen, nach Duisburg und nach draußen, dass hier was passiert, dass hier Schönheit entsteht [...]. Wo es zumindest möglich ist, sich zu begegnen, wenn denn eine oder einer will.« In der Praxis bemüht sich das ›Rosenpavillon-Projekt‹ somit erst um eine Beförderung jenes produktiven und funktionierenden Austauschs von Migranten und Nicht-Migranten im Ruhrgebiet, der von den Veranstaltern in der Bewerbung bereits als eine historische Stärke des Ruhrgebiets behauptet wurde.

Der Rosenpavillon stellt eine Intervention im öffentlichen Raum dar, in einem ökonomisch und sozial problematischen und geradezu stigmatisierten Stadtteil, der aber durchaus eigenes Potenzial aufweist. Er bringt Menschen ins Gespräch und fördert damit soziale Kontakte. Seit dem Frühsommer 2011 findet ein täglicher ›Sommer-Teegarten‹ statt, weitere Projekte sind in Planung. Noch nicht erklärt werden kann allerdings die Beobachtung, dass hier eine – zumindest im Kern – (nichtreligiöse) Fraueninitiative erfolgreich in einer überwiegend (religiös) patriarchalen Umgebung tätig geworden ist. Der ›Rosenpavillon‹ wurde als bewusste Alternative zu stark religiös geprägten Orten geplant, befand sich aber in enger Nachbarschaft mit der Moschee: Hierin liegt zumindest ein Spagat, der im Interview mit Gudrun Alt kein Konfliktpotenzial offenbarte. Jenseits von Industrieromantik ist Schönheit – im Verständnis der Öffentlichkeit – der schärfste Gegensatz zu Marxloh. Man kann vermuten, dass der Pavillon als Baukulturprojekt eine größere Aufmerksamkeit erfahren hätte, aber das hätte dem Selbstverständnis der Initiatorinnen nicht entsprochen.

Fazit: Hohe Ansprüche, pragmatische Arbeit, divergente Anerkennung

Die drei zuletzt präsentierten Projekte wurden von unterschiedlichen Motivationen angetrieben: Das Chorprojekt ›Überm Sternenzelt‹ entstand aus Lust, Neugier und der Freude, mit Fremden gemeinsam zu singen und zu musizieren. Mit dem Rosenpavillon-Projekt ›Gülhane – Rosen für Marxloh‹ wird eine unmittelbare Verbesserung des öffentlichen Raumes, des Wohnumfeldes angestrebt, eine Verbesserung, die vollends erst durch das Miteinander der Menschen verwirklicht wird, weil der Ort von der Nutzung und Begegnung lebt. Beim Projekt ›Interfaces‹ der Duisburger Philharmoniker stand der kulturpädagogische Lernprozess für 400 Jugendliche im Vordergrund. Zwei Projekte reagierten damit unmittelbar auf die soziokulturelle und/oder räumliche Situation der Stadt/des Stadtteils. Alle hatten den Anspruch, Brücken zu bauen, Grenzen zu überwinden und neue Verbindungen herzustellen. Deutlich wurde, welch ho-

hes personelles Engagement für die Durchführung notwendig ist. Dass einzig die Philharmoniker dabei auf eine professionelle Struktur und institutionelle Erfahrung zurückgreifen konnten, war für das Gelingen hilfreich, ergab jedoch auch keine Fortführungsgarantie.

Es traten zahlreiche Probleme auf. Diese wurden aber selbst dort, wo es sich um interkulturelle Konflikte handelt, als nicht besonders erwähnenswert angesehen, weil man bei Projekten dieser Art und Größe immer von Problemen und Konflikten ausgehen müsse. Kein organisatorisches Problem und kein interkultureller Konflikt erwies sich jedoch als so gravierend, dass der positive Gesamteindruck dadurch maßgeblich beeinflusst worden wäre, was sich am Fortsetzungswillen der Akteure zeigt. Die Wahrnehmung aller Verantwortlichen zeigte sich in den Interviews so, dass interkulturelle Konflikte als projektimmanent wahrgenommen werden. Sie werden nicht weiter (als Konflikte) thematisiert, und die Erklärungen verlaufen differenzierter als nur entlang starrer nationaler oder ethnischer Kategorien.

Während die Verantwortlichen von Ruhr.2010 schon in ihrer Bewerbung das Ruhrgebiet als einen historisch interkulturell gewachsenen Raum dargestellt haben, der nur noch ausgebaut werden müsse, verweisen die Beteiligten der konkreten Projekte darauf, dass erfolgreiche interkulturelle Kontakte im Ruhrgebiet noch einiger Anstrengung bedürfen. Zwischen der in ihren Schriften abgedruckten und in ihren Interviews geäußerten Programmatik gibt es bei den Ruhr.2010-Verantwortlichen zahlreiche Übereinstimmungen: Sichtbar machen, vernetzen, Bücken bauen sind die ausgesprochenen Ziele. In den neuen Vernetzungen und Kompetenzen wird ein großer Gewinn für die Region gesehen, auch unabhängig vom jeweiligen inhaltlichen Schwerpunkt. Der politisch hohe Stellenwert spiegelt sich jedoch nicht in einer entsprechenden Personal- und Organisationsstruktur wider. Als repräsentativer oder wertvoller erscheinen im Kontext der Programmplanung oft die eher klassischen und tendenziell ›monokulturellen‹ Kultursparten wie die Aufführung von Gustav Mahlers 8. *Sinfonie* mit rund tausend Mitwirkenden. Dass die besonderen Akteure interkultureller Projekte – die vor allem von Idealismus getragen werden – einen hohen Betreuungsaufwand erfordern, wird als zusätzliche Belastung angesehen.

Prozentual hat der Bereich ›Stadt der Kulturen‹ die meisten Veranstaltungen von Ruhr.2010 durchgeführt und damit eine unüberschaubare Zahl von Erlebnissen und Erfahrungen generiert. Die Ruhr.2010 GmbH hat sich den eingangs erwähnten regionalentwicklungspolitischen Anspruch, der mit der Kulturhauptstadt verbunden war, zu eigen gemacht. Zeigen und Vernetzen waren die dominanten Handlungsmotive. Trotz der starken Verknüpfung der Veranstaltungen mit der regionalen Identität im Programmüberbau wurde das Programm nicht primär darauf ausgerichtet, bestehende Sinnordnungen in Frage zu stellen. Der übergeordnete Gestus war ein anderer: Es sollte eine regionale Einheit in der Vielheit hergestellt werden.

Das Ruhrgebiet wurde von der Ruhr.2010-Planung als Problemraum im Strukturwandel wahrgenommen, auf dessen räumliche oder soziale Situation das Kulturprogramm reagieren müsse. Eine regionale Kulturhauptstadt bereitet den Verantwortlichen dabei zusätzlich mehr Probleme als die städtische Variante, da sie die Programmplaner mit unaufhebbar Defiziten konfrontiert. Der breite, tolerierende Kulturansatz scheint den für die Region aktuell angemessenen Programm- und Umsetzungsmodus bereitgestellt zu haben. Die Zahl von 5 500 Veranstaltungen mit 10,5 Millionen Besuchern verdeutlicht den massenwirksamen Anspruch (und Erfolg) von Ruhr.2010. Aktiven Stadtteilen wie Marxloh oder der Dortmunder Nordstadt hat die zusätzliche Aufmerksamkeit im Kulturhauptstadtjahr sicherlich einen nachhaltigen Antrieb für weitere Initiativen und Unternehmungen gegeben. Zugleich konnte jedoch die Fortführung bekannter Formate wie ›Melez‹ nicht gesichert werden [Stand: Mai 2011]. Wie in den Gesprächen deutlich wurde, gibt es gute Gründe für das Ruhrgebiet, die künstlerische Arbeit im Themenfeld Interkultur nicht zur Disposition zu stellen, sondern sie vielmehr als kontinuierliche Basisaufgabe zu begreifen.

Literatur

- Bewerbungsbüro Kulturhauptstadt Europas 2010 (Hg.; 2003): Ruhrgebiet. Kulturhauptstadt Europas 2010. Skizzen und Ideen zur Bewerbung. Essen.
- Häußermann, Hartmut/Läpple, Dieter/Siebel, Walter (2008): Stadtpolitik. Frankfurt a.M.
- Leggewie, Claus (2010): Blick zurück nach vorn: Begriffsgeschichte Multikulturalismus. Claus Leggewie im Gespräch mit Susanne Stemmler. In: Christoph Bieber/Benjamin Drechsel/Anne-Katrin Lang (Hg.): Kultur im Konflikt. Claus Leggewie revisited. Bielefeld, S. 217-226.
- Leggewie, Claus/Zifonun, Dariuš (2010): Was heißt Interkulturalität? In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 1, H. 1, S. 11-31.
- LDS NRW (Hg.; 2008): Kulturelle Vielfalt in Dortmund. Pilotstudie zu kulturellen Interessen und Gewohnheiten von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in Dortmund. Düsseldorf; online unter http://www.nrw-kulturen.de/download/Ergebnisreport_Research_Interkultur_Dortmund.pdf [Oktober 2011].
- Marcuse, Peter (2008): Verursacht kulturelle Vielfalt soziale Trennungen? New York zwischen Ghettos, Enklaven und Melting Pot. In: Susanne Stemmler/Sven Arnold (Hg.): New York Berlin. Kulturen in der Stadt. Göttingen, S. 14-26.
- Niethammer, Lutz (1984): Nachindustrielle Urbanität im Revier? Für die Wahrnehmung und Nutzung regionaler Erfahrungen. In: Ders. u.a. (Hg.): »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.« Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW. Bonn, S. 236-242.

- Pankoke, Eckart (2006): »...das Ruhrgebiet umfunktionieren...?!« Kompetenz-Netz und Lern-Allianzen in »artifizieller Landschaft«. In: Eckart Pankoke/Gudrun Quenzel (Hg.): »Praktische Künste«. Deutungsmuster und Wissensformen kulturellen Handelns. Essen, S. 71-83.
- Prosek, Achim (2010a): Interview mit Claudia Temp, Erste Vorsitzende »confido vocale & camerata e.V.«, geführt am 6. September 2010. Unveröff. Manuskript.
- (2010b) Interview mit Susanne Puchberger, Ruhr.2010: Projektleitung »Melez«, geführt am 6. September 2010. Unveröff. Manuskript.
 - (2010c): Interview mit Alfred Wendel, Intendant Duisburger Philharmoniker, geführt am 24. September 2010. Unveröff. Manuskript.
 - (2010d): Interview mit Gudrun Alt, Bürgerinitiative »Gülhane Elise – Rosen für Marxloh«, geführt am 24. Oktober 2010. Unveröff. Manuskript.
 - (2010e): Interview mit Aslı Sevindim, Ruhr.2010: Künstlerische Direktorin »Stadt der Kulturen«, geführt am 15. Oktober 2010. Unveröff. Manuskript.
 - (2010f): Interview mit Ria Jansenberger, Ruhr.2010: Projektleitung »Twins«, geführt am 11. November 2010. Unveröff. Manuskript.
- Quenzel, Gudrun (2006): Welche Kultur für welches Europa? Europavisionen in den Bewerbungen um die Europäische Kulturhauptstadt 2010. In: Eckart Pankoke/Dies. (Hg.): »Praktische Künste«. Deutungsmuster und Wissensformen kulturellen Handelns. Essen, S. 55-69.
- Ruhr.2010 Gesellschaft (Hg.; 2008): Buch eins. Essen.
- Sauer, Martina (2009): Teilhabe und Orientierungen türkeistämmiger Migrantinnen und Migranten in Nordrhein-Westfalen. Ergebnisse der zehnten Mehrthemenbefragung 2009. Eine Analyse im Auftrag des Ministeriums für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. Zentrum für Türkeistudien. Essen; online unter <http://www.deutsch.zfti.de/downloads/downmehrthemenbefragung2009.pdf> [Oktober 2011].
- Scheytt, Oliver (2003): Vorwort. In: Thomas Rübke/Bernd Wagner (Hg.): Jahrbuch für Kulturpolitik 2002/03, Bd 3: Interkultur. Herausgegeben für das Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft. Essen, S. 11f.
- Schiffauer, Werner (2004): Opposition und Identifikation – zur Dynamik des »Fußfassens«. Von der Gastarbeit zur Partizipation in der Zivilgesellschaft. In: Jan Motte/Rainer Ohliger (Hg.): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Essen, S. 89-98.
- Sommer, Roy (2008): Art. »Interkulturalität«. In: Ansgar Nünning (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart, S. 325f.
- Stadt Essen (Hg.; 2004): Bewerbungsschrift Kulturhauptstadt Europas 2010. Essen.
- (2007): Interkulturelle Orientierung in der Stadt Essen. Band 2, Dritter Umsetzungsbericht 2002-2006. Essen; online unter <http://media.essen.de/media/wwwessende/aemter/0513/IKK3Umsetzungsbericht.pdf> [Oktober 2011].

Stadt Köln (2004): COLONIA@FUTURA. Köln – Kulturhauptstadt Europas 2010. Die Bewerbung – Teil I: Warum Köln Kulturhauptstadt Europas 2010 werden will – die Begründung. / Teil II: Voraussetzungen und Strukturen, Projekte und Visionen, Daten und Fakten. Köln.

